

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1940

43 (3.11.1940)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, den 3. November 1940

Folge 43 / Jahrgang 1940

Des Königs blaue Kinder

Das preußische Heer im 17. und 18. Jahrhundert



Wie weitgehend Deutschland seine Macht und Größe seinem unvergleichlichen Heer verdankt, hat der europäische Krieg erwiesen und erweist es weiter Tag für Tag. Und doch ist dieses gewaltige Heer aus verhältnismäßig kleinen Anfängen hervorgegangen, denn ein stehendes Heer, das dem Lande auch in Friedenszeiten zur Verfügung steht und für dessen höchsten Unterhalt der Staat Sorge zu tragen hat, befiel Preußen erst seit der Regierung des großen Kurfürsten. Bis dahin hatte die Einrichtung bestanden, daß nur im Kriegsfalle Soldaten angeworben wurden, die dann im Frieden zum größten Teil wieder entlassen werden mußten, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Verpflegung zu viel gekostet hätte.

Die Nachteile einer so unvollständigen Landesverteidigung hatten sich indes im 30jährigen Krieg nur allzu deutlich gezeigt, daher denn der Große Kurfürst schon bald nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1640 die Einführung der sogenannten Altsoldaten, einer indirekten Steuer, beschloß, mit der eine Anzahl von Lebensmitteln und Verbrauchsgegenständen belegt wurden und deren Ertrag dazu dienen mußte, ein stehendes Heer zu erhalten. Allerdings betrug schon damals diese Summe fast die Hälfte des gesamten Staatseinkommens, und es war darum für den Kurfürsten keineswegs leicht, den Widerstand der Stände zu brechen, denen so hohe Ausgaben für einen in Friedenszeiten ansehnlich recht unnötigen Heeresbestand reichlich überflüssig vorkamen. Aber der Kurfürst setzte seinen Willen doch durch. Im Jahre 1674 konnte er dem

wurden, wobei es allerdings eine große Anzahl von Befreiungsgründen gab, wurden ungefähr ein Jahr lang militärisch ausgebildet, dann wieder befreit und meist



Die langen Kerls beim Visittieren. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I.

nur im Kriegsfall verwendet. Da diese Aushebung nach einer militärischen Landeserteilung in Kantone erfolgte, nannte man sie das „Kantonssystem“.



Pikener und Musketier aus den Anfängen des Preussischen Heeres.

An die deutsche Jugend

Von Raimund Buchert, Straßburg

Ihr seid der Boden, ihr seid die Saat.
Aus euerm Schoße wachse die Tat,
Eine bessere Welt zu bauen.

Keiner ist unnütz, Keiner allein.
Wunderbar fügt sich Stein zu Stein:
Also wächst das Vertrauen —

Also der Glaube zu dem, der euch führt,
Dessen Kraft ihr im Herzen spürt,
Neue Zukunft zu schmieden,

Völker schauen zu euch empor.
Wißt ihr, was die Menschheit verlor? —
Den einen, den ehrbaren Frieden.

Ihn zu gestalten für alle Zeit,
Stark und nach Recht und Gerechtigkeit,
Dazu seid ihr erforen,

Es gibt keine reinte als eure Kraft.
Wenn ihr nicht der Welt diesen Frieden
Bleibt er für immer verloren! [Schafft,

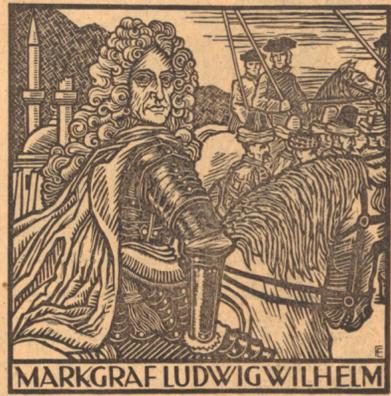
Der Holzschneider Ernst Feuerstein

Von Fritz Wilkendorf

Obwohl die graphischen Künste seit 1806 von dem Frommelschüler Eduard Willmann an der Karlsruher Kunstschule sachgemäß gelehrt wurden, galt auch bei seinen Nachfolgern, Wilhelm Krauskopf (1892/99) und Walter König (1902/21), ihre Pflege hauptsächlich dem Kupferstich, dem Radierverfahren und der Lithographie. Erst nach dem Weltkrieg hat sich der aus Birmen an die Badische Landes-kunstschule berufene, aus dem Hegau gebürtige Maler und Graphiker Ernst Württemberg besonders für den Holzschnitt, die Illustration und Komposition eingesetzt. Er war nicht nur ein begabter Künstler, sondern auch ein hervorragender Lehrer und Theoretiker, der über die brennendsten Kunstfragen seiner Zeit in befeinernden Schriften Nachenschaft ablegte.

Als Ernst Württemberg 1934 starb, hinterließ er einen Schülerkreis, der in der Buchkunst und Gebrauchsgraphik sein Heil verlor, einige seiner Meisterschüler sind auch tüchtige Maler geworden. Auf dem ursprünglichen Wege des bedeutenden Holzschneiders sind nur wenige im Geiste des Verstorbenen weitergeschritten. Unter ihnen ist der auf Umwegen zur Graphik gelangte Ernst Feuerstein, der am 9. März 1903 als Sohn eines Schmiedemeisters in Birmen geboren wurde, eine vererbte Begabung zu wahrer Gewandtheit in Feuersteins Ahnenreihe bezieht aus biederen Handwerkerfamilien, und in seiner väterlichen Sippe war der Großvater ein ehrfamer Wagner und kunstfertiger Holzschneider. Die verschiedenen Dienstorte des Vaters führten den Sohn ins Danauerland und später in den Breisgau, wo die gewaltigen Münsterbauten in ihm unzerstörliche Jugendgedenken hinterließen. Am Freiburger Realgymnasium bestand der Jungmann 1921 das Abitur, dort hat der Zeichenlehrer Schmid seine darstellerische Begabung zuerst erkannt. Eine grundlegende handwerkliche Lehrzeit bei einem Pfaffenburger Malermeister führte den künstlerisch Empfindenden zunächst zur Kirchenmalerei. 1923 war er im Auftrage und 1924 im Auftrag als Wandmaler tätig, bis er nach abermaliger Lehre bei dem Glasmalers Christian in Straßburg, zur Ausführung von Entwürfen für die Partier Weltausstellung 1925 herangezogen wurde. Der allgemeine Niedergang dieses alten Kunsthandwerks zwang den geborenen Zeichner unerwartlich zur Graphik.

So kam Ernst Feuerstein im Winter 1926/27 in die Vorbereitungsstufe der Karlsruher Landes-kunstschule zu Ernst Württemberg, der ihm durch fleißige Korrekturen bis 1931 eine harte Förderung zuteil werden ließ. Neben der Farben- und Kompositionslehre war es das Umsetzen nach Lichtbildern, und das Ueberleben formtrender Malereien, die den Kunstjünger mit allen Wirklichkeitsmöglichkeiten der Holzschnitt-Technik vertraut gemacht haben. Werbegraphische Aufträge ermöglichten es Feuerstein, 1928 und 1929 ausgedehnte Studienfahrten nach dem Val-



fan zu unternehmen, wo die urtümliche typographische Volkssprache der Landarten und Türken seinen dekorativen Sinn geistert hat. Eine Fülle von Zeichnungen und Aquarellen, besonders aus dem Hochland des Oberrhein, ergaben die Bildmotive zu seinen ersten selbständigen Holzschnitten, farbigen urwüchsigen Jahrmärkten. Zum Hochschulstudium in Marburg schied er auch künstlerisch vielfach hervorgeratene Graphiker, im Auftrag der Stadt 1927 für die Ehrenboten eine Gesamtansicht, ohne Tonwerte mit Beschriftung, in der Art Weizans. Die Umkehrung der feingegliederten Straßburger Münsterfassade gelang Feuerstein in einem dekorativ gehaltenen Linienchnitt, in dem er mit der Schilderung des Stadtwerts eine Graufäche von geschlossener ornamentaler Wirkung erreicht hat. Bei der 1930 gedruckten, landschaftlichen Schilderung „Recher beim Mittagsmahl“ beherrscht die Diagonale mit großer Schärfe die Bildbaumplatte, hierbei tritt eine bewusste Beschränkung auf das Wesentliche, im Sinne Württembergers, eindringlich hervor. Das seltsame Linienpiel einer antiken Plastik auszudrücken, ergab der Versuch, das Dreidimensionale einer Johannesgestalt des Straßburger Münsters zweidimensional holzschnittgerecht festzulegen.

Zwischen solchen formtrending Arbeiten gelangen Feuerstein eine große Anzahl von Skizzen und Studien, Landschaften am Oberrhein und Hamburger Hafenbilde, aber auch Bau- und Werkgraphik. Teils sind es flüchtige Aquarelle oder gedönte Federzeichnungen, denen die Farbe als Stütze dient, teils sind es zeitlich wichtige Entwürfe zu ausgeführten Malereien, darunter Reichsausschuss-Bankstellen mit ihren Menschen und Maschinen. Den Lebensunterhalt



Dieses Bild aus der Geschichte des Leib-Kürassier-Regiments zeigt die kurbrandenburgische Dragoner-Leibgarde in Marschkolonnen. Brandenburgische Dragoner aus dem Jahr 1646. Aufn.: Ansmann-Archiv (6)

Reich, als es gegen die Franzosen kämpfte, bereits 17000 Mann und 50 Geschütze zur Verfügung stellen, und als er 1688 starb, war das stehende Heer auf 24000 Mann und 8000 Mann Befehlsbesatzung angewachsen. Die Berliner Garnison allein betrug 4000 Mann.

Unter König Friedrich I. erhielt die Heeresstärke eine weitere Vermehrung. Der eigentliche Aufschwung und damit die Grundlage erfolgte jedoch erst unter Friedrich Wilhelm I., dem großen Soldatenkönig, der bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1713 sofort sein ganzes Augenmerk auf die Ausgestaltung der Militäreinrichtungen lenkte. Mit seinem weitschauenden Blick erkannte er, daß die Zukunft seines Landes in erster Linie von einer starken wohl ausgebildeten Heeresmacht abhängt, und um dieses Ziel zu erreichen, wurde im Jahre 1733 zum erstenmal die militärische Aushebung angewandt, die sich darauf gründete, daß jeder männliche Untertan für die Waffen geübter sei. Die jungen Leute, die gewöhnlich schon als Knaben ausgehoben, aber erst später einberufen

Infolge des Kantonensystems erhielt nun das preußische Heer ziemlich bald eine erhebliche Vermehrung, und der unermüdelichen Anteilnahme des Königs an seinen „blauen Kindern“ war die vorzügliche Ausbildung zu verdanken, so daß das unter dem persönlichen Befehl des Königs stehende Infanterieregiment der blauen Grenadiere schon damals das schönste Regiment Europas darstellte. Die Farben der Uniformen, die der Armee jährlich neu geliefert wurden, waren für die Infanterie blau, für die Kavallerie weiß und für die Husaren rot. Beim Tode des Königs betrug die Heereszahl mehr als 89000 Mann, darunter fast 20000 Mann Kavallerie. Friedrich der Große brachte die Zahl seiner Truppen bald noch höher hinauf. Die Einrichtung, daß jeder 27. Mann Soldat werden mußte, vermehrte die Armee so beträchtlich, daß ihr Friedensbestand 160000 Mann betrug, und daß der König beim Beginn des Siebenjährigen Krieges ein Heer von 200000 Mann ins Feld schicken konnte.

M. A. von Lütgendorff.



Unsere beiden Bilder zeigen links Musketiere der Preussischen Infanterie (der Linie) und rechts Grenadiere der Königl. Preussischen Infanterie (der Garde).

Oberrheinische Sagen

Erzählt von Hermann Eris Busse

Die verfunene Glode von St. Georgen

Die St. Georgener auf dem Schwarzwald sollten eine Glode namens Sulann aus St. Wendel erhalten. Es wurde ein Sitter, dortzuland Dagen genannt, vor den Wagen gelassen, der die Glode den feilen Berg hinauf zur Klosterkirche ziehen sollte; aber als die Fuhr halb oben war, löste sich unverkündet der Wagen mit der Glodenlast vor dem Geipann und rutschte polternd den Steilhang wieder hinab. Der Fuhrmann führte den Wagen scheltend und fluchend wieder zurück, spannte ihn neu vor den Wagen, und mit Hücht und Voi rumpelte das Fuhrwerk mit der edlen Glode Sulann abwärts den Berg hinan. Fast oben angelangt rutschten Wagen, Dagen und Fuhrmann wie von Panberkraft gezogen mit Wucht den Berg wieder rückwärts, immer schneller und schneller; es drohte die Glode, es raste die Wagen, es brüllte der Sitter, es fluchte der rauhe Fuhrmann, bis alles unten am Berg im tiefen Klosterweiher versank. Um Mitternacht soll man selber, wie die nachgängerigen Leute sagen, die Glode läuten hören.

Der Jungbauer Andreas Stodburger ging einst in der Silvesternacht von einem Besuch bei seiner Frau heim. Als er die Straße hinauf wollte, um zu seinem Hof im Tal zu gelangen, kam ihm eine seltsame Fuhr entgegen: ein riesiger Sitter vor einem starken Wagen, auf dem eine Glode ruhte. Fuhrleute trieben mit Flüchen und Gärmen das Fuhrwerk an, das nicht vom Fleck kam. Stodburger blieb oben stehen und konnte sich die Sache nicht erklären. Er hatte nicht zu viel Glühwein getrunken, weil er vorzeitig aufgedröht war, denn die erwarteten Kälberlegen im Stall; trotzdem traute er sei-



Zeichnungen: Burkard, Karlsruhe (2)

ner Sinner nicht. Es schlug ein Uhr, und auf einmal lautlos nach so viel Lärmern glitt das Geipann samt den Fuhrleuten mit Wagen und Glode den Berg hinab und verschwand im dunklen Klosterweiher. Am Abend erzählte er sein Erlebnis dem alten Mann auf dem Hof, und der bekannte, vor vielen Jahren auch dieser Fuhr in der Silvesternacht begegnet zu sein. Auch habe er immer wieder einmal deutlich den Dagen aus dem See brummen hören und zwar besonders in der Mittagsstunde zwischen zwölf und ein Uhr.

Das Irrtraut

Ein junges Mädchen hatte im Wald allein am Sonntagmittag Beeren jaden wollen. Es kannte den Wald und die Gegend ganz genau, denn es war seine Heimat. Es fand viele Erdbeereplätze und machte zunächst einmal gründlich davon, ehe es in Körbchen zu sammeln begann. Freilich hätte es um zwölf Uhr daheim sein sollen bei der kranken Mutter, um ihr die Suppe zu kochen. Im Wald war es jedoch so schön und still, daß sich die



Munge Nofel ins Moos legte, um ein Weibchen auszurufen. Wohl vernahm sie das Knirschen der Füße drüben im Dorf, aber da fielen ihr die Augen zu.

Als sie wieder erwachte, wachte sie nicht, wie lange sie geschlafen hatte, sprang auf und sah um sich. Der Wald kam ihr ganz anders vor, so still, daß es ganz unheimlich war. Kein Vogel kam, kein Reh äugte irgendwo, keine Quelle rieselte. Da ging das noch traumähnliche Mädchen rasch, um den Weg zu fassen, aber durchs Gebüsch, aber soweit sie auch streifte, sie kam auf keinen Weg mehr, und alles wurde ihr immer fremder. Mit Schreden fiel ihr ein, daß sie auf Irrtraut getreten sei. Die Mutter hatte stets gesagt, Reich auf dem Weg, wer absteigt geht dann im Wald auf Irrtraut treten und findet nimmer heim.

Jetzt suchte Nofel in Angst und Schrecken einen Weg zu erpähnen und geriet wohl immer tiefer in den Wald. Sie schrie und betete, warf sich auf den Boden und sah vor Angst ins Moos. Die Sonne kam, als Nofel endlich an eine Lichtung kam; aber nirgendwo ein Weg und kein Glodenknall aus einem Dorf.

Da sprang sie halb irrsinnig einfach den steilen Berg hinab, rutschte und verlor den linken Schuh. Da sie nicht finden konnte, warf sie auch den anderen Schuh weg. Als sie raslos und erregt an einem Baumstamm lehnte, sah sie plötzlich eine Straße durch den Lichteit leuchten. Mit einem Aufschrei ging sie darauf los, und da traf sie auch den Neger Mar von Forsthaus, der sie liebevoll nach Hause führte. Wahrscheinlich hob ich mit den weggeworfenen Schuhen den Hauber des Irrtrauts gebrochen, dachte Nofel bei sich und sagte niemand etwas davon, um nicht ausgelacht zu werden. Nur der Mar wachte es, und der verstand zu schweigen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Blick in die Bücherwelt

Zu Beginn des Jahres 1938 veröffentlichten wir, wie sich unsere Leser erinnern werden, in Verhüllung, „Das Värbel von Dittenheim“ von Hermine Wajerscheuer. Die Geschichte dieses französischen als ein Dargestelltes kam, in ihr lebt und in ihr arbeitete und so ihr Schicksal lebendig in sich aufnahm, ist auch als Buch im Steinberg-Verlag, Berlin, herausgekommen. Hermine Wajerscheuer hat in diesem Buch, das den ersten größeren angelegten und auch gelungenen Wurf in ihrem schriftstellerischen Schaffen darstellt, einmal das Gesicht dieses Bayernmädchens aus dem 15. Jahrhundert, das die Geliebte des Grafen von Vichberg war und nach dessen Tode das Opfer tüdlicher Verfolgung wurde, gezeichnet zum zweiten ein Bild der Zeit, vor allem ein Bild der Landschaft und des Geschehens am Oberrhein. Es ist ein Buch dieser Landschaft, die ausgebreitet liegt im Schatten des ragenen Mitters von Straßburg. Damals als wir diese Geschichte veröffentlichten, rüttelte es in uns die Erinnerung nach an jenes Stück Oberdeutschland jenseits des Rheins, heute greifen wir zu diesem Buch, weil das, was damals nur Schicksal war, inzwischen Erfüllung geworden ist und weil mitten durch das Geschehen dieses Zeitabschnittes der Rhein fließt.

Der junge Historiker Karl Richard Ganser ist vor allem durch sein „Deutsches Führergeleit“ in breiter Öffentlichkeit bekannt geworden. In einer Reihe durch das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland veröffentlichten Reden von ihm bewies Ganser, daß er in unserer und zu unserer Zeit manches zu sagen hat. Vor allem in München, der gleiche Verlag, der seinerzeit sein „Führergeleit“ auflegte, bringt jetzt den Band „Aufstand und Reich“. Lebenserfahrungen, die er teils als Nebenmann von einem kleineren Aris darzubieten, teils als Reichsritterartifel erschienenen Veröffentlichungen nicht um wissenschaftliche, sondern um gesinnungsbildende Ausprägungen, die ganz und gar politischen Charakter haben. Eine Fülle von Anregungen fließen aber aus diesem Band, in dem sich hier und da Gedankengänge wiederholen, die aber trotzdem jeweils durch die originelle, körperliche Sprache Gansers den Leser fesseln. Wenn Ganser gerade heute diese Aufsätze und Reden aus der Zeit zwischen der nationalsozialistischen Revolution und dem jetzigen Krieg behandelt, so will er damit die Aufmerksamkeit auf die Elemente richten, die sich im Aufbau der nationalsozialistischen Ordnung befähigt haben und nun seine neue Standhaftigkeit unter Beweis stellen müssen. Es ist ein Buch, das entzündet aus der politischen Aktivität seines Schreibens, das verurteilt ist in einer tiefen Durchdringung geschichtlicher Zusammenhänge, das wohl aus dem Dienst im Alltag entzündet, dessen Gedanken aber weiterzuleben verdienen in der Zukunft.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebte in Wien der berühmte Schachspieler und Dichter Ferdinand Raimund. Wenn auch lange Zeit auf deutschen Bühnen die Werke Raimunds nachdrücklich wegen ihrer zu gemittelten und zu lauberen Art nicht erschienen, so sind uns doch eine ganze Reihe der Schöpfungen dieses Mannes überliefert, die den Wiener Bühnenhonorar von Freyer Pöschner wieder zu einem echten herabfallen Summe machte. Der verschollene Raimund beginnt heute durch zahlreiche werdende Aufführungen seiner Werke wieder lebendig zu werden. Es ist nun das hohe Verdienst des Vier-Verlages in Wien, die von dem bekannten Literaturhistoriker Heinz Rüdeman geschrieben Biographie „Ferdinand Raimund“ veröffentlicht zu haben. Von der ersten Seite an führt man den Wiener, der hier mit Herz und Gemüt die Lebensgeschichte seines Stammesgenossen aufschreibt, Kindermann, dem ausgerechneten Kenner des Wiener Theaterwesens — es sei nur an seine im gleichen Verlag erschienene Geschichte des Wiener Burgtheaters erinnert — gefolgt, es ist nur an seine Bemühungen in einer unterhaltlichen und doch wissenschaftlich überlieferten Form zu erzählen, sondern gleichzeitig eine tiefe Deutung dieses echten Volksdichters zu geben, die eine eindringliche Sichtung mit seinem ganzen Schaffen und den Quellen seiner Lebensgeschichte voraussetzt. Dieser Band, dem am Schluss ein ausgezeichnetes Namens- und Wertverzeichnis beigegeben wurde, wird jedem, der nach ihm arzeit, Stunden bester und anregender Unterhaltung bieten.

Günther Röhrdanz.

Thom will Blumen pflücken

Von Morand Claden, Kolmar

An dem elsässischen Lyrikerabend in Karlsruhe las Morand Claden, Kolmar, diese nachstehende Erzählung, die er uns zum Erdruck zur Verfügung stellte. Auch das Seite 1 gedruckte Gedicht von Raimund Buchert wurde an diesem Abend gelesen und findet hiermit seine erste Veröffentlichung.

„Nun laß mich doch erst den Brief beenden, Thomas“, sagte ich zu meinem Jungen. Der autoritative vierjährige Knirps verweigerte immer wieder, sich unter meiner anstrengenden Hand hindurchzumangeln und seine Bitte anzubringen: „Blumen pflücken“.

Thomas brachte mich mit dem blauen Feuer seiner erwartungsvollen Augen an und trockte sich abseits, ohne das Zimmer zu verlassen. Er legte die Hände auf den Rücken und wiegte sich, auf Fußballen und Beinen, eine Weile auf und nieder. Dann richtete er langsam an meinen Spazierstock heran, der über einem Stuhle bereit lag. Kaum hatte ich einige weitere Zeilen geschrieben, als der Stuhl mit Gepolter zu Boden rollte.

„Thom“, fluchte ich, „sei doch vernünftig! Soll ich der Mutter schreiben, daß du mich fortwährend läßt? Geh doch bitte solange in den Garten. Ich komme gleich nach. Dann gehen wir Blumen pflücken, geht? Siehst du“, dabei legte ich die Feder hin und freizete die Arme, „so einen Strauß!“

Thomas ging tatsächlich zur Tür. Ich hörte noch, wie er die Klinke herunterzog. Schon ruschelte meine Feder wieder über's Papier. Es ging flott voran. Aber als ich, zwischen zwei Sätzen, nachdenklich den Kopf zur Seite wandte, fand der kleine Mann mit dem großen Stuhl dicht neben mir und harzte geduldig. Unbekümmert hob er die kugelrunde Nase in die Höhe.

Ich lachte, zutiefst belustigt, in mich hinein. Jedoch durfte ich nachgeben, wenn der Brief noch rechtzeitig zur Post sollte? Wie aber bekäme ich den zähen, turanischen Zwerg hinaus vor die Türe? Sollte ich mich dazu aufraffen, ihn anzudrücken? Würde ich es über mich, ihn den jungen, jugendlichen Maimorgen durch ein väterliches Gewitter zu verbergen?

Ich sah mich um. Ah, ein Gedanke. In der Ecke lag sein Spielzeug, wenn auch abgenutzt in langer Winterzeit. Ich belud mich mit einem zagefahl gelackten Ledersäckchen, einem eindrückerigen Kato — die andern Näder waren in zahlreichen Formen verloren gegangen — mit einem Gemehr, das heißt, mit dem Holzrahmen eines Gewehres — der Meschlau hatte längst als Fuhrrohr Verwendung gefunden — und schließlich mit einem bemalten Messer, der früher einer Trommel gehörte hatte, und durch welchen Thom mit Vorliebe den nachdenklichen Ledersäckchen ließ.

All diese etwas fragwürdig gewordenen Herrlichkeiten schleppte ich vor die Haustüre in die Morgenfonne, die ihre machende Frühjahrsluft über dem altsüden Bonaventale ausstülte. Den Berggang herunter, an dem das Landhaus stand, trieb der Wind den hohlhühen, harsigen Duft des Kieferwaldes, der die Matte an ihrem oberen Rande umflaute.

Ich suchte Thomas sofort an sein Spielzeug zu fesseln. Ich setzte mit den Trommelfellen wie eine Krone auf den Kopf, schaltete den Gewehrrahmen, wählte den Ledersäckchen, als ob ich ihn reiten wollte, und machte „papa“, wie das Auto es getan haben würde, wenn es noch gesund gewesen wäre.

Thomas lachte aus vollem Halse und ging in Hochstellung über, als wollte er sich auf eine längere Firtuvorstellung einrichten. Nachdem ich in diesem grotesken Aufzuge und unter Preisgabe aller väterlichen Würde noch eine Weile herumgehüpft war, drückte ich Thomas unversehens die Krone aus dem Haupt, ließ ihn den Gewehrrahmen unter den Arm, klemmte ihm den Säbel zwischen die kurzen Beine und hüpfte, in der Erwartung, er werde mit meinen Druckstrahl nachmaden wollen, „papa“ lutend davon.

Alles schien sich zum Besten zu wenden. Thomas erschien nicht mehr, ich kehrte mich meinem Briefe zu. Immer wieder, schrieb ich, werde ich von unfremd ditzfähigen, kleinen Spoken dieier fiken, summenden Samenfliegen, unterbrochen. Drückerweise verbrachte ich ihm zu früh, am Dagn mit ihm Blumen zu pflücken. Endlich, nachdem ich ihm den Narren gemacht, hält er vor der Haustüre aus.

Ich hatte eine Viertelstunde lang emsig vor mich her geschrieben und war am Ende angelangt, als ich plötzlich ein rasch näher rollendes, mächtiges Donnern und Krachen vernahm. Kaum war ich mit dem Kopf aus dem Fenster gefahren, als auch schon ein Gaul in getretem Galopp, an unfremdem Haus vorbei, die Bestraße hinter unter laufe. Ein mit rotem Sand getrichen voll geladener, zweirädriger Karren, der das geknallte Tier raselnd und polternd vorwärts ließ, beschleunigte die verhängnisvolle Zalsahrt. Erst fünfzig Meter dahinter rannte, mit vor Schreden geklammerten Armen und schämen grüßlichem Gesicht, der Fuhrmann her, warf, als er mich gewahrte, die Hände in die Höhe und rief: „O Gott, o Gott!“

Mein Herzschock löste. Das konnte nicht enden. Ich sah mit mir nicht ein, sondern zehn Todesarten des Herbes voraus. Bombigst lösete es Menschenleben, wenn es den Bedrohten nicht gelana, rechtzeitig auszuweichen. Dann wäre es sich besser, das Höllengetöse schiffe dort unten an der Wegbegleitung geradeaus und in den Steinbruch hinein, wenn der arme Gaul auch operiert würde. Wehe aber, wenn das rasende Geipann bis hinunter in das Dorf aelanete, wo auf der Straße die Kinder ...

„Der Gott!“ schrie ich auf, „der Thom!“

bestreitet zweckmäßige Buchdrapht, wobei Bild und Schrift in einem organischen, drucktechnisch-einheitslichen Zusammenhang gebracht werden. Die Fernwirkung, die dem Plakat durch seine praktische Bestimmung innewohnt, treibt auch Feuerlein zu einseitig klar umrissenen, ins Auge springenden Formgebungen.

Im November 1937 erhielt der junge Meister vom Badischen Unterrichtsministerium den Auftrag, eine kleine Folge von bedeutenden karlsruher Persönlichkeiten als Bildnisse in das Holz zu schneiden. Er wählte hierzu vier vollständige Gestalten: den Baumeister Weinbrenner, den Ingenieur Tulla, den Erfinder Benz und den Maler Thoma, deren Kontexte 1938 fiktiv vollendet wurden. Die überzeugende nachhallige Ausführung dieser bedeutenden Kunst begeisterte unseren alljährlich verordneten Unterrichtsminister Dr. Wacker so sehr, daß er veranlaßte, die Folge zu einer Reihe von 20 Männerbildnissen aus dem oberrheinischen Raum zu erweitern. Hervorragende Politiker, Künstler und Techniker, die für den Bestand und die Bildung Alemanniens Unvergänglichliches geschaffen und geschöpft haben, sollen mit diesen Darstellungen ins Gedächtnis gerufen werden. Von der Auswahl, die vom Badischen Unterrichtsministerium getroffen wurde, und der nur Persönlichkeiten der Vergangenheit angedröht, liegen bis jetzt 15 Holzschmittporträts vor. Sie bilden das Hauptwerk des Graphikers Feuerlein und verbinden ihrer feelichen Haltung und formstiller Gestaltung wegen, eingehender gewürdigt zu werden.

In einem nahezu quadratischen Feld von 33 auf 33,5 Zentimeter, das die Beschriftung einschließt, schildert der Künstler die vollhaften Männer von Oberrhein in ihrem sie genau kennzeichnenden Lebenskreis, dabei erfährt jede Gestalt nach ihrem Wert und Wesen, die ihrem Wert entsprechende Deutung. So erblicken wir auf dem zuerst geschnittenen Blatt Friedrich Weinbrenner, den Baumeister des klassizistischen Karlsruher Rathauses, unter den Zimmerleuten auf dem Marktplatz. Der weltliche Ingenieur, Oberst Johann Gottfried Tulla, ist als Organisationsführer der Rheinlanregelung, ebenfalls bei der Bauaufsicht, im Profil dargestellt. Der fähige Erfinder Karl Benz steht in seiner Mannheimer Werkstatt bei dem weltbekannt gewordenen Viktoriawagen. Das vierte Bildnis führt uns in die stille Klausel des Volkswalmers Hans Thoma, dessen prächtiger Gipskopf in markantem Vinnenzug zur Geltung kommt. Von harter dekorativer Wirkung ist das Kontexte Markgraf Rudolph Wilhelm's, des „Fürstenlois“, den Feuerlein nach der Schlacht bei Salancamen (1801) hoch zu Ross als Feldherrn charakterisierte. Die Traumvisionierung von Sebastian Brants „Narrenschiff“, gedruckt zu Straßburg 1494, das die Eifer und Torheiten seiner Zeit geißelt, erwidert auf der Schwarplatte äußerst phantastisch. Der Vorarbeiter Humanist Johannes Mendlin wurde in reinem Vinnenchnitt herausgehoben, er befundet, wie gewissenhaft sich der Holzschneider an die ältesten Bildquellen von Reitanen seiner Oberheimer gehalten hat. Nach der Reihenfolge ihrer Entstehung gelang dann der Schweizer Erzähler Jeremias Gotthelf; der biedere Landparzer überließ in traulicher Sinderstunde eine Hocherzählung, während draußen vor dem Fenster, All der Knecht vorüber schreiet. Der fähige Straßburger Staatsmann Jakob Sturm wurde in seiner männlich-kämpferischen Lebensaufstellung ebenso trefflicher herausgehoben wie der streitbare Reformator Ulrich Zwingli, als sittenstrenger Prediger im bildlosen rührer Frauenminister. Bei Martin Schongauers Kontexte steht die helle Silhouette auf schwarzem Grund, der berühmte Kolmarer Kupferstecher ist gerade in die Betrachtung eines Probedruckes vertieft. Der aus der Schweiz gebürtige und um die Moosfelder-Funk verdientvolle Theophrastus Paracelsus gab als Chemiker dem Künstler die Gelegenheit, dem Lichtproblem mit dem Schmelzwerk nachzugehen. Das Bildnis des Fähringers Hofmeister Hans Waldma, Wien entkammt dem Freiburger Doktor, sein Bild hat den tragischen Zwang zum Kampf und zur Not geschaut. Die zuletzt vollendeten Holzschmitt zeigen den nach einem Bildnis umgearbeiteten fähigen Erzähler Gottfried Keller und den Kaiser Malerbildner Arnold Böcklin, nach einem Selbstbildnis von 1894. Die lautere Natur des „Grünen Seiner“ spricht aus dem fontamentalen Kopf des rührer Stadtschreibers, ebenso wie „Der Tod und das Mädchen“ das Schöpferium Böcklins verinnbildlicht.

Verzicht der Gestaltung der geschichtlich geordnet zu betrachtenden Bildnisse ist zeitunabhängig, das es sich hier keineswegs um impressionistische Zufallswirkungen han-



JAKOB STURM

beit. Nach den Ideenfragen sind die Bildentwürfe von dem Holzschneider Feuerlein bis zur graphischen Reife durchgedacht. In maßvoller erarbeiteten Lösungen, die zunächst als Aufzeichnungen mit Delveich unklarheit erzwogen und verbessert wurden, verstanden er die Grundzüge in den endgültigen Einfügen zu bringen. Erst danach hat der Künstler die einwandfrei ausgeführten Bildentwürfe mittels Desanter Spektroskopie „auf den Stock gefügt“ und seinem Lehrmeister Würtenberger getreu, nur mit dem Messer in das Langholz geschnitten. So wurde in dieser vielgestaltigen, von einer mahvollen Antiqua geführten Fortritfolge, durch Ernst Feuerleins anerkannterworte Ausdruckskraft, eine materialgerechte Sammlung schlichter Bildentwürfe geschaffen. Als unvergessliche Zeugin der Ueberlieferung am Oberrhein erfüllt diese gedruckte Kunst, auch für das wieder heimgekehrte Elsas, gleichsam eine kulturpolitische und bildkünstlerische Sendung.

Lob der Wienerin

Der Ruhm der Wienerin ist in aller Welt bekannt. So ist es nicht verwunderlich, wenn wir jetzt ein Buch von Ann Tilla Leitold, „Die Wienerin“ (Frankische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart) in der Hand halten, in dem über die Zeiten hin das Bild der Wienerin mit viel Klugheit und Sachkenntnis gezeichnet wird. Ueberhaupt gibt der Autor mehr, als nur etwa Lebensabrisse der Maria Theresia, der Fanny Elster, Rati Krochlich, Anna Sacher oder unbekannteren Wienerinnen, denn er ficht diese Frauen jeweils in ihre Zeit, zeichnet den großen Namen, in dem sie lebten und wirkten und gibt damit seinem Buch einen kulturhistorischen Wert. Dabei aber ist das Ganze doch in einem netten, unterhaltlichen Blauderton geschrieben und mit einer Anzahl geschmackvoll ausgearbeiteter Bilder schön und sauber ausgestattet. Das lebensvolle Bild einer Journalistin, die leben und plausibel schreiben kann, Günther Röhrdanz

Historische Gaststätten in Baden

Goldener Anker und Schwarzer Walfisch — Ein Wegweiser durch denkwürdige deutsche Gaststätten

Vom Dichter des Deutschlandsliedes, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der selber in einem Gasthof das Licht der Welt erblickte, stammt die Feststellung, daß für den Deutschen das Wirtshaus die zweite Heimat sei. Das wird indessen nicht etwa in kritischer, sondern durchaus in zustimmendem Sinne ausgesprochen. Und in der Tat gehört die gastliche Einfuhr in deutschen Landen zu den Genüssen des Lebens, vor allem auch im Alltag, auf die man nicht gern verzichtet. Was Wunder, daß es in allen Gauen gastliche Dörfer gibt, unter denen nicht zuletzt auch solche landsideigle Ruhe- und Entspannung stätten, deren Namen in der Geschichte unseres Volkes einging. Nur, an denkwürdigen Gaststätten hat Großdeutschland keinen Mangel. Von ihnen in einem Buche zu reden, war für mich ein glücklicher Gedanke. Wirklich hat ihn Dr. M. Hoffmann in dem vor wenigen Wochen erschienenen, bereits in zweiter Auflage vorliegenden Band: „Goldener Anker und Schwarzer Walfisch“ (Verlag Alfred Metzner in Ver-



Der Engel im Glottertal Aus: Goldener Anker und Schwarzer Walfisch.

lin). Es liegt auf der Hand, daß es einer Veröffentlichung über einleuchtendwichtige Gaststätten überaus dankbar zu sein kommt, wenn ihr Verfasser sich nicht nur auf „rote“ Quellen und Dokumente zu stützen braucht, sondern als erlärter „Wirtshausfreund“, gemäß dem erwähnten Hoffmannschen Definition, vor allem auch aus eigenen Anschauungen und Erinnerungen schöpfen kann. Und fast möchte man sagen, es sei wohl kein Zufall, daß der „Führer“ durch denkwürdige Gaststätten gerade einen Hoffmann, also einen Namensvetter des Dichters von Fallersleben wie des trinkstarken C. Z. A. Hoffmann, zum Autor habe.

Man wird vielleicht die Frage aufwerfen, welche Voraussetzungen denn nun erfüllt sein müßten, damit ein Gasthaus als „denkwürdig“ zu gelten berechtigt sei. Schon ein flüchtiges Blättern in dem fürwahr höchst unterhaltsamen Buch von Dr. M. Hoffmann unterrichtet darüber, daß die allerersten Gründe maßgebend sein können für Aufsehen und Ruhm eines gastlichen Hauses. Da ist es die bauliche Eigenart eines Gasthofs, die ihn heraushebt aus den nachbarlichen Gebäuden, die eine ganze Straße beeinflusst oder einen Platz. Oder es knüpft sich an eine Gaststätte eine historische Erinnerung, vielleicht gar eine lange Kette von geschichtlichen Anknüpfungen. Dann wieder ist es die Natur eines Wirtes oder einer Wirtin, die gewissermaßen fortlebt in einer Wirtshaus-Geschichte. So mannsfaktisch nun aber die Ursachen sein können, aus denen sich die Geltung eines Gasthofs erklären man, in einer Hinsicht lassen sich alle denkwürdigen Gaststätten gleichwohl auf einen Nenner bringen: Sie wurden in der Vergangenheit als gastlich empfunden und müssen auch in der Gegenwart als gastlich angesehen werden, wenn sie etwas bedeuten wollen. Es übertrifft darum nicht, wenn in dem Hoffmannschen „Führer“ durch Großdeutschlands denkwürdige Gaststätten oft und immer wieder von der guten Küche und dem rühmlichen Keller der Häuser die Rede ist, deren Erwähnung getan wird. Im übrigen beruht es den „denkwürdigen“ Gaststätten insofern eine genaue Kenntnis der Gaststätten, daß sich fast alle erlauchten Geister unseres Volkes auch an guten Tropfen und schmackhaften Schüsseln herablassen zu erfreuen pflegen. Im Sinne der prächtigen Rede, die neulich zu Heidelberg der badische Kultus- und Unterrichtsminister und Rektor der Universität der Redartstadt

hieft, Professor Dr. Paul Schmittbener ging dabei von der alten volkstümlichen Weisheit aus, „daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhalte“, um in ebenso geistvoller, wie humorvoller Beweisführung zum Schluß zu kommen, daß gerade der Nationalsozialismus die Lebensfreude bejahe und sie bekanntlich für eine Quelle der Lebenskraft halte. Es verheißt sich indessen von selbst, daß echte Gastlichkeitskultur weder mit Völlerei noch mit leichtem Genießertum etwas zu tun habe.

Der Reichtum an denkwürdigen Gaststätten in deutschen Landen legt einen nun doch wohl ein wenig in Erstaunen. Er reißt nicht zuletzt zurück auf die frühe und Mannigfaltigkeit der Gaststätten. Die verschiedensten Arten des Lebens, wie sie den Gauen des Großreiches eigen sind, gerade das aber macht dieses Buch zu einem ungemein reizvollen Lektüre, daß in Namen und Besonderheiten von Gasthöfen und Wirtshäusern sich die Kunst und die Bodenständigkeit der Landschaft spiegeln, in denen jene entstanden sind und meist seit Jahrhunderten ihre Gäste anziehen. Wollte man freilich das Waagnis unternehmen, auch nur flüchtig ein Bild vom Inhalt dieses „Führers“ durch die denkwürdigen Gaststätten der deutschen Gauen zu entwerfen, so wäre man reich genug am Ende seiner Weisheit. Will nach dem Dichtervorteil, daß man das Leben nur anspucken brauche, um sich davon zu überzeugen, wie interessant es sei, so nicht minder von unleren Wirtshäusern und Gasthöfen.

Und doch, wer vermöchte ganz der Ver-

suchung zu widerstehen, wenigstens an einige der gastlichen Dächer im eigenen Gau zu erinnern. Daß doch in der schon beschriebenen Rede Minister Dr. Schmittbener an Hand flüchtiger Reminiszenzen davon gesprochen, daß das Land am Oberrhein das Zeug habe, an einer „Beratung“ des deutschen Gastlichkeitswesens zu werden — und das, bei den Dampfern, fürwahr nicht zuletzt um seiner Wirtshäuser und Hotels willen! Da denkt man an die „Schiffellinde“ in Adorf, an — um der alphabetischen Folge der Aufzählung der Orte in Hoffmanns Buch treu zu bleiben — die Hotels in Baden-Baden, wo das „Stephanie“ an die Adorptotogier des ersten Napoleons, die Gemahlin des Großherzogs Karl, und an den Fürstentag Napoleons III. erinnert, während der „Badische Hof“ sich berühmt, eine Gründung des Verlegers Gotta zu sein, der sich gar sehr in der Rolle des Gasthalters aefiel, an das „Laub“ in Verabhalten mit seinen Schöffel-Denkmalen, an den „Löwen“ in Emmendingen, von dem man, ohne daß der letzte literarische Beweis als erbracht gelten kann, meint, er sei das gleichnamige Gasthaus in „Hermann und Dorothea“, an den „Bären“ zu Freiburg, der schon um 1387 urkundlich genannt wird, an alle die anderen bekannten Wirtshäuser der Reichsgaue, die zu nennen einen eigenen Aufsatz nötig machte, an den urföhen „Ensel“ im Glottertal, an Heidelberg wirtshaus Gaststätten und Hotels, unter welsch letzteren der „Europäische Hof“ eine der reichhaltigsten Sammlungen alter Stiche der ewigjünglichen Neckarstadt sein

eigen nennt, an die Konstanzer Häuser, vor allem an das „Anielhotel“, das vordem ein Dominikanerkloster war und als solches Heinrich Seuse beherbergte, dann in den Besitz der Familie Zepelin überging und den genialen Erfinder des Luftschiffs zur Welt kommen sah; an alle die gemütlichen Landgasthöfe im Markgräflerland, an den „Bären“ und den „Beeher“ in Weersburg, an die „Stadt Löwen“ zu Niedergemünd, an den „Bären“ zu Neudorf mit seiner Grimmelshausenstube — der Dichter des „Simplicissimus“ war selber einige Zeit Wirt zum „Silbernen Stern“ in Gaisbach bei Oberkirch — an den „Löwen“ zu Staufen, in dem Doktor Faust gefangen sein soll, und an viele, viele, viele andere! Denn neben den Namhaftgemachten müßte man gut und gern noch ein paar Duzend badische Gasthäuser und Wirtshäuser nennen, sollte selbst eine nur oberflächliche Vollständigkeit bei der Nennung der denkwürdigen Gaststätten unseres Gauses verbürgt werden. Ja — und dazu tritt nun noch mit Zug und Recht das liebe Glos, in dem man an ehrenwerten einladenden Unterhänden und Gasthöfen desgleichen die überbrückende Brücke zu registrieren hätte. Kurz und gut, es ließe sich ein dickes Buch „Führerlein“ durch die oberdeutschen Gaststätten denken, in denen etwas zu sehen ist oder man an erinnerungswerte, geschichtliche Begebenheiten und Gestalten gemahnt wird und in denen es, bei allen guten Geistern, gut zu essen und zu trinken gibt. ... Nun, freuen wir uns fürs erste, daß in dem feinen Band des fundigen Dr. M. Hoffmann die gastlichen Einfuhr am Oberrhein im Rahmen der denkwürdigen Gaststätten des Reiches recht wohl sich sehen lassen können. Im übrigen wird man dieses Büchlein immer in der Koffer feden, wenn man gutschmecklich in deutschen Landen unterwegs zu sein die Absicht hat.

Praktische Winke für die Hausfrau

Wir imprägnieren selbst

Ist unser Regenmantel oder auch die Windjacke unseres Sohnes oder unserer Tochter nicht mehr wasserdicht, dann gibt es allershand Möglichkeiten, diese wieder selbst wasserdicht zu machen. Hierzu zwei verschiedene Vorschläge:

Um Stoffe wasserdicht zu machen, bereitet man eine fünfprozentige lauwarme Aluminlösung und durchdringt damit den gereinigten Gegenstand. Darauf wird der Stoff leicht ausgedrückt und etwas angetrocknet. Will man die Durchdringung dauerhafter machen, dann



fann man dem zweiten Bad noch 5 Prozent Kupferulfat zusetzen. (Aber nicht bei Seidenstoffen).

Nicht in jeder Hausgastung ist die Seife so reichlich, daß man sich diesen ersten Vorschlag leisten kann. Darum noch einen anderen. Man löst 100 Gramm efflorescierende in 5 Liter Wasser auf, taucht in diese Mischung die wasserdicht zu machenden Kleingegenstände hinein, läßt sie 10 Minuten darin liegen, wäscht sie leicht aus, hängt sie zum Trocknen auf. In noch feuchtem Zustand werden sie dann auf der linken Seite getrocknet. Anstunfts und Anregungen in allen hauswirtschaftlichen Fragen erhält man in der Beratungsstelle des Deutschen Frauenwerkes, Karlsruhe, Kaiserstraße 101. Gretel Sexauer.

Köpfchen! Köpfchen!

Schachbretträtsel

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64

Wasservogel, 12. Gelas, 13. Erfinder des Gaslichts, 14. Kurort an der Bahn, 15. Singvogel, 17. Frau, 18. Hotel im Kanton Graubünden, 21. Hausaefel, 22. Jahre Flüssigkeit, 23. Steinofenprodukt, 24. Stadt in der Schweiz.

Silberträsel
a — ab — al — berg — boot — bn — col — con — dent — der — der — des — det — di — do — dor — e — e — e — e — e — e — e — e — fi — ge — ad — ho — hoc — le — ling — mal — mann — ne — nen — nen — nie — pe — rad — rae — recht — ri — richt — ring — so — sa — se — tan — tei — ton — tor — tre — u — ull — ul — uov — wald — ven — zen.

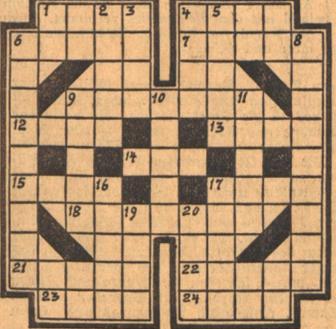
Wer hat richtig geraten?
Kreuzwörterrätsel, Waagrecht: 1. Netze, 4. Vima, 7. Ernt, 8. Banat, 9. Sinn, 10. Gede, 12. Raffe, 14. Palma, 17. Kitten, 20. Zerk, 22. Wde, 23. Glet, 26. Ebene, 27. Logo, 28. Neni, 29. Neger, — Senrecht: 1. Nole, 2. Ernt, 3. Nole, 4. Pama, 5. Naus, 6. Nole, 8. Nani, 11. Neri, 13. Nud, 15. Nole, 16. Neri, 18. Nalle, 19. Nole, 21. Nole, 22. Neni, 24. Neri.

Jede Zahl entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl besetzte Bierck einzutragen ist. Die Buchstaben von 1-64, fortlaufend gelesen, nennen einen großen Erfolg unserer U-Bootwaffe.

- Schlüsselwörter:
1) 27 5 16 63 21 53 1 9 5 8 15
4 37 31 2 10 54 17 59
2) 25 57 30 6 11 19 15 12 47 27 28
7 53 9 8
3) 39 41 20 59 27 32 18
4) 23 14 57 18 49 53 57 43 34 23 24 22 27
5) 33 26 46 38 16 36 50 45 29
6) 37 21 5 54 48 55 5 15 35 53 81 45 58 44
7) 59 61 27 42 40 51 15
8) 24 27 60 52 2 56 54 12
9) 7 5 64 21 53 59
10) 8 5 62 20 1 10

- Angehöriger eines Fliegerverbandes,
2) Bekannte englische Zeitung,
3) Erfolgreicher U-Bootführer,
4) Italienische Hafenstadt,
5) Englische Industriestadt,
6) Fliegerangriffsziele,
7) Bombardiertes englisches Flugzeugwerk,
8) Englische Hafenstadt,
9) Erfolgreicher Englandsflieger,
10) Stadt in Schottland.

Kreuzwörterrätsel



Waagrecht: 1. Güterwagen, 4. junges Kind, 6. Gewebetel, 7. Chernsterfürst, 9.

Soldatenhumor

Der Gefreite kam aufgeregt in die Stube. „Denk euch, was mir passiert ist!“ „Was denn, Kamerad?“ „Ich habe auf dem Kasernenhof zwanzig Mark gefunden!“ „Und?“ „Ich habe in allen Kompanien nachgefragt, keiner hat sie verloren!“ „Und dann?“ „Dann habe ich die zwanzig Mark genommen und mit zwanzig Kameraden geteilt.“ Die Stube rief: „Nicht so, Kamerad!“ Der Gefreite seufzte: „Gar nicht recht! Denn später habe ich gemerkt, daß ich selbst die zwanzig Mark aus der Tasche verloren hatte.“

Der Infanterist bekam neue Marschhüte. Keine paßten ihm. Seine Füße waren mädstig. Der Kameradunteroffizier ludte und ludte. Plötzlich rief der Infanterist: „Diese Schuhe passen endlich!“ Der Unteroffizier schaute: „Kann ich mir denken! Sie stehen nämlich nicht im Schuh, sondern in der Schuhmacherstiel!“



Der lebenswürdige Neptun „Hier, Kap't'n, Sie haben was verloren!“ Jac K. Martin (Scherl-M.)

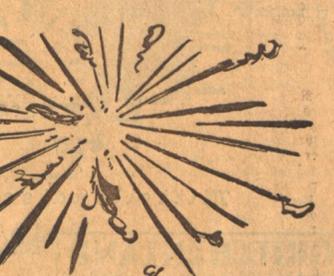
Das warme Tageskleid

Im beloheneren Maße gilt jetzt unter Frauen die warmen Tageskleid, das zum Übergang unter der halb- oder dreiviertel langen Jacke und höher unter dem sportlichen Wintermantel getragen wird. Die Kleider, unvollständigen Kleider aus Wolstoff oder Wollgarn sind in der Schnittform möglichst so zu wählen, daß man sie von morgens bis abends anziehen kann, ohne daß man am Nachmittag so elegant, am Nachmittag oder Abend, wenn man sich öfters mit einigen Bekannten trifft, so sportlich gekleidet ist. Die strapaze



Bobach-Schnitt 89224, Größe II u. III. Bobach-Schnitt 89225, Gr. II u. IV.

kleidform, blausie, zimonsartig gefärbte Oberseite und dunkelere Unterseite durch charakteristische Zwickel eine auflockernde Wirkung. Der Reiz des Tageskleides lag schon immer in einer Annehmlichkeit, die zugleich des Winterkleides bruchs — Schild in seiner schlichten Verarbeitung ist das italienische Besondere mit einfarbiger Blenden oder Zwickelgestaltung. Möglichst man sind der weiche Anschlag und die Vertikalen. Durch den kleinen hellen V-förmigen erhält das Kleid einen munteren Charakter. Besonders wird das belohnend gefärbte Besondere. Die leichte Anschlag am Oberarm und an den Hüften aufgesetzten Besonderen geben der kleidung Form dieses Modells eine auflockernde Wirkung. Ein mögliches Wiener Modell! Das Kleid 89221 zeigt besonders deutlich die Vertikalen von der Brust bis zum Saum, die durch den Anschlag am Oberarm und an den Hüften aufgesetzten Besonderen geben der kleidung Form dieses Modells eine auflockernde Wirkung. Die leichte Anschlag am Oberarm und an den Hüften aufgesetzten Besonderen geben der kleidung Form dieses Modells eine auflockernde Wirkung. Die leichte Anschlag am Oberarm und an den Hüften aufgesetzten Besonderen geben der kleidung Form dieses Modells eine auflockernde Wirkung.



Winston Churchill, der große Illusionist: „Achtung, Ladys und Gentlemans, Sie werden gleich sehen, daß...“ Peng!!! Originalzeichnung für den „Führer“ von Gustav Großkopf

Griechenland

Politisch, geographisch, strategisch gesehen

Griechenland röhrt mit seinem nördlichen festländischen Teil auf einer Strecke von 150 Kilometer gegen Albanien, mit 200 Kilometer gegen Jugoslawien und mit 300 Kilometer gegen Bulgarien, und an der im Osten südlich abfallenden Grenze lehnt sich im Zuge der „schäumenden Maritima“ die Türkei als geographischer Nachbar an. Diese breite Nordgrenze sperrt Südslawien und Bulgarien vom Ägäischen Meer ab; die Jugoslawen müssen von ihrer Grenzstation Djedjeleja noch 80 Kilometer durch griechisches Gebiet, ehe sie auf dem Bardarfluß in den Golf von Saloniki kommen, und auch die Bulgaren sind durch einen genau so großen griechisch-mazedonischen Landstreifen vom nächsten Seehafen Kavalja getrennt. Diese griechische Nadelstellung hat in den letzten Jahrzehnten schon öfters zu großen politischen Schwierigkeiten

geführt, und das ist dann alles. Die wenigen Eisenbahnlinien verbinden den Piräus und Athen mit Saloniki im Norden und mit Alexandropolis im Nordosten. Wenn also die Entfernungen zwischen der albanischen Grenze und den griechischen Hauptorten im nördlichen Halbinselraum gemessen werden, dann muß man bei der Durchquerung der Strecken die halbschweren Bergverhältnisse gebührend einfaktieren. Der Weg von Korinthen nach Saloniki geht über schwierige Gebirgsstraßen zunächst 50 Kilometer östlich nach Florina, dann 40 Kilometer weiter nach Ghefa, und dann senkt sich das Gebirge zu einer Talmulde ab, in der nach 40 Kilometer die Stadt Jenisse liegt, und von dort aus sind es noch 50 Kilometer bis nach Saloniki, einer Hafenstadt mit 250 000 Einwohnern.



Parlamentswahlen unter Militärschutz!

Ein bezeichnendes Bild von den innerpolitischen Spannungen, die seit langem in Griechenland sich bemerkbar machten, da ein Teil der griechischen Bevölkerung mit dem englischfreundlichen Kurs nicht einverstanden war: Bei den Wahlen im Januar 1936 mußten Truppen die Ruhe in der Hauptstadt Athen aufrecht erhalten. Presse-Photo

geföhrt, ehe es durch Freihafenverträge und Zollabkommen zu einer notwendigen Ueberbrückung der jugoslawischen und vor allem der bulgarischen Mittelmeeranprüche kam.

Trostlose Verkehrsverhältnisse

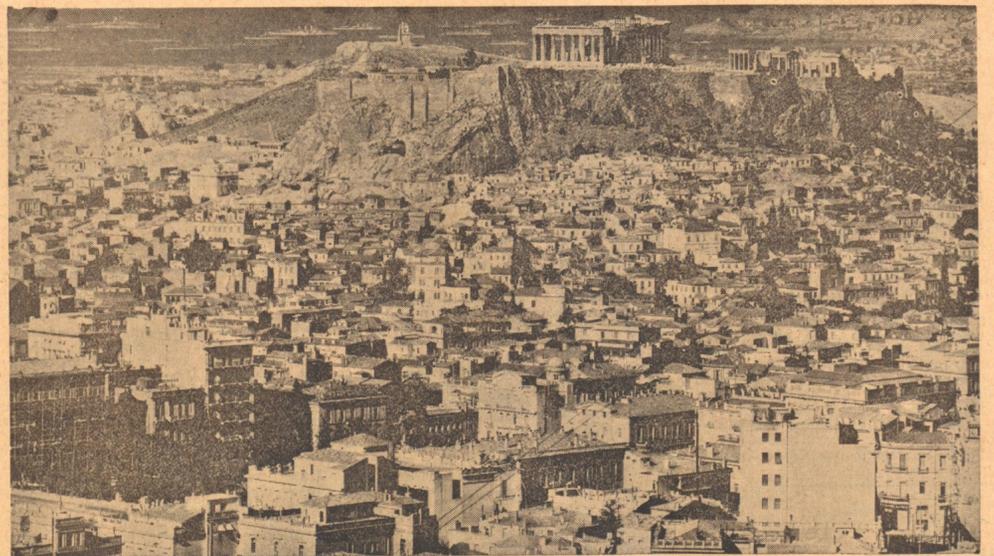
Am Zusammenhang mit der Einbeziehung Griechenlands in die englische Politik interessiert vor allem der Gebietsabschnitt der italienisch-albanischen Grenze gegenüberliegt. Die Grenzübergänge sind schwierig, denn der hohe Pinus läuft in der Richtung gegen die albanische Grenze in das Grammos-Gebirge aus, das sich weit nach Albanien hinein fortsetzt und in Wellen verstreut.

Griechenland ist gewiß überreich mit Naturschönheiten und Denkmälern der Antike, aber für einen bedeutenden Straßennetz haben die Nachfolger der alten Griechen sehr wenig übrig. Gute Straßen sind selbst in der Ebene sehr selten, aber im Gebirge herrscht überall noch der primitive Saumverkehr mit Eseln, Maultieren und Pferden. Das ganze Verkehrsnetz wird deutlich, wenn man daran denkt, daß Griechenland erst während des Weltkrieges den Anschluß an das europäische Eisenbahnnetz bekommen hat. Die staatlichen Eisenbahnen haben heute vielleicht eine Schienenlänge von 1300 Kilometer; dazu kommen noch 150 Kilometer Schmalspurstrie-

ben, und das ist dann alles. Die wenigen Eisenbahnlinien verbinden den Piräus und Athen mit Saloniki im Norden und mit Alexandropolis im Nordosten. Wenn also die Entfernungen zwischen der albanischen Grenze und den griechischen Hauptorten im nördlichen Halbinselraum gemessen werden, dann muß man bei der Durchquerung der Strecken die halbschweren Bergverhältnisse gebührend einfaktieren. Der Weg von Korinthen nach Saloniki geht über schwierige Gebirgsstraßen zunächst 50 Kilometer östlich nach Florina, dann 40 Kilometer weiter nach Ghefa, und dann senkt sich das Gebirge zu einer Talmulde ab, in der nach 40 Kilometer die Stadt Jenisse liegt, und von dort aus sind es noch 50 Kilometer bis nach Saloniki, einer Hafenstadt mit 250 000 Einwohnern.

Die Inselwelt Südgriechenlands

Der Peloponnes kann als eine Insel betrachtet werden, da nach Durchstichung des Isthmos von Korinth nur noch eine schwindelnde Eisenbahnbrücke zum Mutterland führt. Neben haben die Städte Kante, Drama, Komotini und Alexandropolis mit durchschnittlich 40 000 Einwohnern für griechische Verhältnisse eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung. Die Inselwelt Südgriechenlands Der Peloponnes kann als eine Insel betrachtet werden, da nach Durchstichung des Isthmos von Korinth nur noch eine schwindelnde Eisenbahnbrücke zum Mutterland führt. Neben haben die Städte Kante, Drama, Komotini und Alexandropolis mit durchschnittlich 40 000 Einwohnern für griechische Verhältnisse eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung. Die Inselwelt Südgriechenlands



Das ist Griechenlands Hauptstadt: Blick vom Lykabethos-Hügel auf das heutige Athen. In der Mitte die Akropolis mit ihren berühmten Tempelruinen, im Hintergrund der Hafen von Athen, der Piräus. Aufnahmen: Sammlung Seiler (5) Zander-M.

und reganten Stadt von allerdings nur etwa 65 000 Einwohnern.

Am Ausgange des Golfes in das Ionische Meer gräßen die großen Inseln herüber, mit regem Handel von Wein und anderen Produkten. Es sind dies Kephallenien mit Argostoli, Jante oder Zakynthos mit der gleichnamigen Stadt und, als nördlichste der drei, das eng dem mittelgriechischen Festland angeschmiegte Keufas, dessen Hauptstadt Keufas, auch Santa Maura von den Italienern genannt, einen Endpunkt italienischer Adriantlinien bildet.

Man muß im Peloponnes schon einen großen Sprung nach Westen tun, um wieder einen Hafen von einiger Bedeutung in diesem mehr ländlichen Teil Griechenlands zu finden. Der erste an der Westküste ist der Hafen Katakolo, für die nahe Stadt Pyrgos, das immerhin 20 500 Einwohner besitzt und den reichen Korinthen- und Weinhandel der Umgegend auffängt. Zugleich ist es der Hafen auch für Olympia-Besucher.

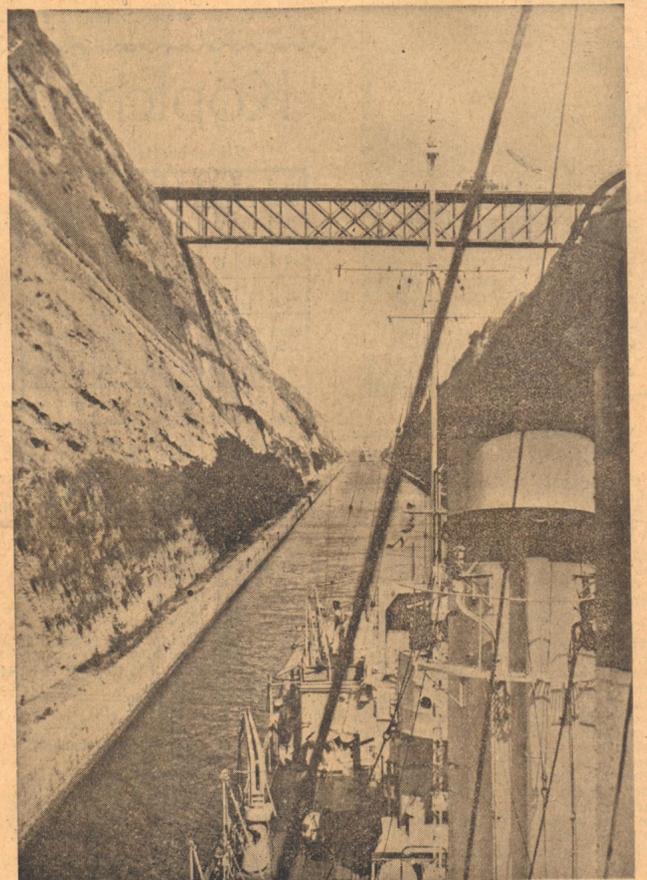
Die Südküste des Peloponnes hat zwei ungeheuer tief einschneidende Buchten, die durch lange schmale Halbinseln zungengleich eingerahmt sind. Im Grunde der ersten Bucht liegt das freundliche rege Handelsstädtchen Kalamata, von wo jetzt eine Straße durch das wilde Tageros-Gebirge nach Sparta gebahnt ist, durch die berühmte Pangada-Schlucht. Die Halbinselung des Tageros, wo unbesiegbare Wildheit und keine Dede herrscht, hat auf der Westküste kaum einen Hafen aufzuweisen bis zum Kap Matapan herab. Die wilden Gebirgsbewohner mit ihren keltischen Turmdörfern schließen sich von aller Welt ab — es ist die Landschaft Maina, die selbst von den Türken eigentlich niemals beherrscht wurde, das Land der „freien Latonen.“ Jenwärts des Kap Matapan, der Südspitze von Europa, liegt an der tiefen Bucht von Ganthion, die gleichnamige Hafenstadt, Spartas Hafen, in dem reges Leben herrscht. Alles ist aber bereits kaum mehr europäisch, mit der Gelöstheit der Zustände des Orients und Südens.

Um das Kap Malea herum gelangt man in den landschaftlich großartigen von Schneebergen überragten Golf von Nauplia, wo noch die kleine Stadt Leonidji einen bescheiden Hafen aufweist, sonst aber nur Nauplia liegt, eine starke Seefestung, noch jetzt von der materiellen Festung Palamie überragt.

Am Ägäischen Meer

Damit sind wir in die wimmelnde Inselwelt des Ägäischen Meeres gelangt, die Skloden und die östlicheren Sporaden (in eine Nord- und Südrgruppe geschieden.) Zuvor aber ist noch des gewaltigen Eilands von Kreta zu gedenken, das dem Peloponnes, schon aber im freien Mittelmeer gelegen, vorgelagert ist. An der Südküste ist die große Insel fast unnahbar durch gewaltige, steil abfallende Gebirgszüge, an der flacheren Nordküste liegen die großen Städte Ranea, Retimuna und die Hauptstadt Heraklion, jetzt Megalokastro (Große Burg).

Heraklion-Megalokastro ist eine wirkliche Großstadt von zum Teil noch ganz türkischen Sitten, die ja bis 1897 dort noch herrschten, nachdem sie die Insel 1669 in Besitz genommen hatten. Die türkische Wasserbesatzung wird dort noch gern gerächt, die kreolischen Frauen haben noch Saremsitten zu erdulden im Gegenlatz zur heutigen Türkei, auch die Art des Handels ist stark orientalisches-individuell, nicht westlich-sächlich. Von den Kreta-Inseln, deren südlichste Kraterinsel Santorin türkisch betannt wurde, haben die Na-



Der Kanal von Korinth

An seiner schmalsten Stelle ist der berühmte Isthmos von Korinth, der Nordgriechenland mit dem Peloponnes verbindet, durchstochen und bildet so den etwa 6,5 km langen Kanal von Korinth, die kürzeste schiffbare Verbindung zwischen dem Westmittelmeer und Athen.

men Naxos, Paros, Melos (Milo) zwar künstlichen und mythologischen Klang — Naxos ist die Insel, welche die verlassene Ariadne aus Kreta aufnahm — aber kaum eine Bedeutung außer dem Marmorexport.

Die dem kleinasiatischen Festland nach Süden zu vorgelagerten Sporaden sind heute größtenteils italienisch. Es ist der sogenannte Dodekanes, von denen die kleine Insel Veros bereits von englischen Fliegern heimgekehrt wurde. Die große Insel Kos und vor allem das herrliche „berühmte“ Rhodos, das unter italienischer Herrschaft gewaltig gebildet wurde, schließen die Gruppe nach Süden zu ab. Im Nordteil der Sporaden gehören Samos, ein durch Pythagoras und einen

Seratempel berühmt, der von Deutschen erforscht wurde, jetzt durch seinen süßen Wein, und die Nachbarinsel Mikaria Griechenland an. Die großen Inseln Chios, fast gegenüber dem Eingang vom Golf von Smurna und Lesbos-Mithilene bilden bedeutende Glieder der griechischen Inselwelt im Osten. Die restlichen Inseln im nordägäischen Meer Lemnos, Imbros, Tenedos — von wo nach der Sage die Schlangen kamen, die Laotom und seine Söhne erstickten — und ferner Rhodos gehören geographisch bereits zur trojanischen Landchaft — heute ein mächtiges türkisches Feindesgelände —, wenn sie politisch auch griechisch sind. Sie liegen am Wege zum Bosporus. Dr. R. R.



Der Mittelpunkt der an Albanien grenzenden Landschaft Epirus, in der sich jetzt die italienischen Truppen unaufhaltsam vorwärts bewegen, ist die Stadt Janina. Sie spielt seit jeher eine große Rolle in der griechischen Kriegsgeschichte.

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Höpfer und Fred Beck, Karlsruhe.